Orthodoxe

Angriffe auf Goethe.

Eine Abwehr

von

Wilh. Rud. Hoffmann.

Breslau
Verlag von Josef Max & Komp.
1872.

Orthodoxe

Angriffe auf Goethe.

Eine Abwehr

von

Wilh. Rud. Hoffmann.

Breslau
Verlag von Josef Max & Komp.
1872.

BURDACH

Motto:

Der Dichter hat so schön und wahr gesungen,
Durch alle Gauen ist sein Lied gedrungen
Und alle Herzen hat er sich errungen;
Wetteifernd feiern ihn auch fremde Zungen —
Bei Orthodoxen nur fehlt's ihm an Huldigungen.

K.

„Die Poesie kann dem Menschen werden, was dem Helden die Liebe ist. Sie kann ihm weder rathen, noch mit ihm schlagen, noch sonst eine Arbeit für ihn thun; aber zum Helden kann sie ihn erziehen, zu Thaten kann sie ihn rufen, und zu Allem, was er sein soll, ihn mit Stärke ausrüsten."

Schiller („Das Pathetische").

Unsere großen Dichter sind Volkserzieher im großen Stil; sie geißeln die Schwächen und Thorheiten der Menschen, kämpfen den großen Kampf der Humanität gegen bigotte Intoleranz und gegen alles Ungesunde, Verschrobene und Verknöcherte in der Erziehung, in Kirche und Schule, Staat und Gesellschaft; sie fordern den Leser heraus, seine geistige Kraft zu gebrauchen und mit seinem Pfunde zu wuchern; sie veredeln das Herz und heben den Geist zu einer geläuterten Lebensansicht empor; „sie singen

von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt, sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt."

„Die wahre Poesie" — sagt Goethe in „Wahrheit und Dichtung" — „kündigt sich dadurch an, dass sie als ein weltliches Evangelium durch innere Heiterkeit, durch äußeres Behagen uns von den Lasten zu befreien weiß, die auf uns drücken. Wie ein Luftballon hebt sie uns mit dem Ballast, der uns anhängt, in höhere Regionen und lässt die verirrten Irrgänge der Erde in Vogelperspective vor uns entwickelt da liegen. Die muntersten, wie die ernstesten Werke haben den gleichen Zweck, durch eine glückliche, geistreiche Darstellung so Lust als Schmerz zu mäßigen."

Der in der Prosa des Lebens ermüdete, oft hart an die Galeere des Alltagslebens geschmiedete Geist sehnt sich daher auch so sehr nach jener Poesie, welche ihn mit fortreißt in das Reich der lieblichsten Freuden; nach jener Poesie, welche, gleich der Natur, nicht alt wird, sondern ewig jung bleibt, und aus diesem unversiegbaren Born schöpft der Geist Belebung und Erhebung, Muth und Kraft zu immer neuem Ringen und Kämpfen, wenn des Lebens Stürme ihn erschüttern.

Glaubt mir, es ist kein Märchen: die Quelle der Jugend, sie rinnet
Wirklich und immer. Ihr fragt wo? In der dichtenden Kunst!
(Schiller.)

Nicht etwa nur für einen kleinen Bruchtheil sogenannter vornehmer Geister — nein! für alle nach wahrer Bildung ernstlich ringende, groß und edel fühlende Männer und Frauen haben die großen Dichter gelebt und gestrebt, gestritten und gelitten; sie sind Lehrer und Bildner ihres ganzen Volkes.

Und wer der Dichtkunst Stimme nicht vernimmt,
Ist ein Barbar, er sei auch, wer er sei.
(Goethe, Tasso V, 1.)

Ein Stern erster Größe am Firmament der Literatur ist Goethe, der sein reiches Leben und sein vielseitiges und gesegnetes Wirken auch mit den Worten beschloss, die sein ganzes Streben kennzeichnen: „Mehr Licht!“ Er hat, wie kaum ein anderer deutscher Dichter mit Leib und Seele dem Leben angehört; seine durch geistvolle Conception und Schönheit der Darstellung ausgezeichneten Schöpfungen sind der Abglanz der eigenen Erlebnisse des Dichters. In reicher Mannigfaltigkeit führt er dem Geist die höchsten Ideen vor, und je öfter man ihn liest und je tiefer man in seine Schöpfungen eindringt, desto größer wird der Genuss an seinen Poesieen, in

denen der Realismus und der Idealismus in schönster Harmonie zusammen klingen. Wer über die wichtigsten Lebensfragen gern nachdenkt, der findet in seinen mit aller Tiefe der Emfindung und allem Zauber des Wohllautes geschriebenen und allen Sturmfluthen der Vergänglichkeit trotzenden Meisterwerken eine unerschöpfliche Fundgrube. Wachler nennt ihn mit Recht „den größten und reichsten unserer Dichter, den Vertrauten der Natur und der Menschheit, der die Schönheit im Menschlichen unter den verschiedenartigsten Verhältnissen erforscht, das Geistige in den Kunstbestrebungen aller Zeiten erkannt und durch seliges Selbstgefühl üppige Fruchtbarkeit an herrlichen Werken gewonnen hat.“

Die durch den tiefen Gedankenreichthum in unsern Klassikern, namentlich in Goethe's Werken, oft entstehende Dunkelheit erweckt in vielen Lesern das Verlangen nach einer Erläuterung zum Verständniss des Dichters, und die Bemühungen der Aesthetiker, den Lesern das Verständniss und die richtige Werthschätzung der poetischen Kunstschätze zu erschließen, sind von großer Wichtigkeit. Der Aesthetiker ist der eigentliche Naturforscher des Schönen; er führt durch Vermittlung eindringender Betrachtungen der

geistigen Schöpfungen den Leser zur tieferen Selbsterkenntniss und zu einer richtigeren Anschauung des Lebens.

Um so beklagenswerther aber ist es, dass viele unserer kritischen Schöngeister zu dem hohen Kunstrichteramte weder die rechte Kraft, noch die dazu erforderliche Ausdauer besitzen, um sich in das geistige Wesen eines Schriftstellers zu vertiefen. Um einen Dichter vollkommen würdigen zu können, um (so zu sagen) die Eigenheiten und Eigenwilligkeiten seiner Muse zu erforschen, genügt es durchaus nicht, ihm „nachzugrübeln“, nein! man muss seinen Schöpfungsprocess nachempfinden können: der in der Gleichzeitigkeit des Anschauens und des Denkens, der Phantasie und des Verstandes sich vollzieht. Der Geist des Kunstwerkes muss die Kritik durchwehen.

Wer in den Meisterwerken unserer deutschen Klassiker mehr als flüchtige Unterhaltung sucht, hat gewiss oft genug die Erfahrung gemacht, daß manche Stellen nach wiederholter aufmerksamer Durchlesung in einem ganz andern Lichte erscheinen, als zuvor. Nur zu häufig drückt ein leichtfertiges „Raisonnement“ den Dichtungen einen angekün-

stelten und pedantischen Charakter auf. Die übertriebene Gründlichkeit mancher Interpreten dagegen übersieht bei den zu sehr in's Detail gehenden Betrachtungen wohl gar den Hauptinhalt und den eigentlichen Zweck der Dichtung, trägt nach eigner Phantasie Gedanken hinein, die dem Dichter fern lagen, und zergliedert mit dem kritischen Secirmesser „Alles haarklein," woraus dann gerade das Gegentheil von dem hervorgeht, was der Kritiker beabsichtigte: die klaren Bilder verlieren sich in's Unklare, und die Liebe zur Dichtkunst wird dadurch eher erstickt als genährt. Wem übrigens alles Verständniss für die rechte Auffassung eines Kunstwerkes abgeht, dem kann auch der gründlichste Commentar nicht helfen; ein echtes Kunstwerk enthält aber auch viel mehr, als sich von der Kritik in Begriffe fassen lässt. Nach welchen Gesichtspunkten Kunstwerke zu beurtheilen und mit welchem Maßstabe sie zu messen sind, kann man aus der Exposition des „Hamlet" in Goethes „Meister" lernen.

Die Goethe-Literatur ist zu einer eigenen umfangreichen Bibliothek angewachsen, und fast jährlich erscheinen noch neue Schriften, welche es sich zur Aufgabe machen, neue Gesichtspunkte zur Be-

urtheilung des großen Dichters und seiner Werke den Literatur-Freunden zu eröffnen.

Wie in der Sinnenwelt manches Gegenstand nicht von Allen mit gleicher Auffassung angeschaut wird, so erblickt auch nicht Jeder in einem bestimmten Kunstwerke genau dasselbe, was ein Anderer darin sieht.

In Bezug auf die „Faustdichtung“ ist jener Ausspruch Diderot's wirklich zutreffend, „daß die Wege des Dichters oft schwerer zu bestimmen sind, als die Wege des Himmels“; desgleichen jener Ausspruch unseres Dichters in den „Geheimnissen“:

Doch glaube Keiner, dass mit allem Sinnen
Das ganze Lied er je enträthseln werde!“ —

„Aufschluss erwarten Sie nicht“ — schreibt Goethe an Meyer „in Bezug auf seine Faust-Dichtung — der Welt- und Menschengeschichte gleich, enthüllt das zuletzt aufgelöste Problem immer wieder ein neues, aufzulösendes.“

„Hermann und Dorothea“ dagegen, dies treffliche Gemälde deutscher Bürgertugend, erscheint, wie bedeutend auch sein Gehalt, in seiner Composition so einfach und natürlich, so klar und deutlich in seiner Grundidee, dass es einer Erklärung

kaum zu bedürfen scheint, und doch hat außer „Faust“ kaum eine andere Dichtung so viele Erläuterungen hervorgerufen, als eben dieses Gedicht, welches sich vorzugsweise die Liebe des deutschen Volkes errungen hat.

Die Auffassung der Grundidee unseres Gedichts stimmt nicht bei allen Kunstrichtern überein. Bei dem Einen ist sie die Liebe, die das ganze Wesen des Jünglings so wunderbar vollendet, also dass eine wahre Unendlichkeit von Gedanken uns aus den Worten anspricht:

Wahre Neigung vollendet sogleich zum Manne den Jüngling.

Ein Anderer sieht den Hauptinhalt in dem glücklichen Familienleben gegenüber der Alles zerstörenden Staatsumwälzung; ein Dritter in der fortschreitenden Veredelung unseres Geschlechtes; ein Vierter in der Verherrlichung der Ehe u. s. w. Wie aber je nach der Stellung des Beschauers der Eindruck eines plastischen Kunstwerkes verschieden ist, so verhält es sich auch mit der Betrachtung unseres Gedichtes.

In Bezug auf „Hermann und Dorothea“ schreibt Goethe im Jahre 1797 an Schiller: „Die Ausführung war eine leicht zu tragende Last oder viel-

mehr keine Last, weil sie gewisse Vorstellungen, Gefühle, Begriffe der Zeit, auszusprechen Gelegenheit gab."

In einem Briefe an Meyer äußert sich der Dichter hierauf bezüglich: „Ich habe das Reinmenschliche der Existenz einer kleinen deutschen Stadt in dem epischen Tigel von seinen Schlacken abzuscheiden gesucht und zugleich die großen Bewegungen aus einem kleinen Spiegel zurückzuwerfen getrachtet."

Und in dem Proömium zu unserm Gedicht heißt's:

Deutschen selber führ' ich euch zu, in die stillere Wohnung,
Wo sich, nah der Natur, menschlich der Mensch noch erzieht;
Menschen lernten wir kennen und Nationen; so lasst uns,
Unser eig'nes Herz kennend, uns dessen erfreuen!

Der Dichter bringt uns also an dem Mikrokosmus einzelner Personen und kleiner Verhältnisse den Makrokosmus des großen Weltgeschickes zur Anschauung. Der Dichter hat mit unserm Gedicht um das deutsche Bürgerleben den Immortellenkranz der Poesie gewunden. Das Gedicht gemahnt uns, — wie Hiecke schön sagt — gleichsam als ein moralischer Adelsbrief für den Bürgerstand, wie ein Codex echtester Familiensittlichkeit und bürgerlich schlichter

Tugend. Eine Losung kann und soll diese herrliche Dichtung immerdar sein zu frischer und geordneter Thätigkeit bürgerlicher Kräfte auf Grund deutscher Liebe, deutscher Familiensittlichkeit und eine Losung zu echter Vaterlandsliebe, die, wenn es sein muss, sich thatkräftig bewähre in heiligen Schlachten.

In Bezug auf die Symbolik des Gedichtes sind die Ansichten der Beurtheiler ebenfalls verschieden. Nicht in einzelnen Zügen, sondern im großen Ganzen erkennen wir die Symbolik. Das große Weltschicksal wird, wie der Dichter selbst sagt, symbolisch in unsere Geschichte verflochten. Die Personen sind „Repräsentanten von vielen anderen, schließen eine gewisse Totalität in sich und machen auf Allheit Anspruch." Auch in der Schilderung der äußeren Natur ist der symbolische Charakter der Darstellung unverkennbar. Rosenkranz sagt hierüber: „Der Parallelismus der Natur begleitet die Handlung mit sympathetischer Symbolik. Wie schön ist der Moment, als die Liebenden am Brunnen ihr eigen Bild aus dem Spiegel des Wassers sich zurückgegeben erblicken! Wie erhaben wachsen die Gestalten der Liebenden, als sie der Stadt zuschreiten, und die Sonne mit ihrem Scheidestrahl

die Schatten über die Kornfelder und Weinäcker hin verlängert! Wie wird durch den draußen strömenden Regen die Selbstständigkeit Dorothee'ns gehoben, welche durch ihn sich nicht abhalten läßt, die Gastlichkeit des Hauses mit der finstern Nacht, mit der unwirthbaren Landstraße zu vertauschen, um sich in ihrer Freiheit und Ehrenhaftigkeit zu erhalten!"

Den Ansichten Derer aber, die meinen, dass die Symbolik bis in's Kleinste aller Handlungen und Zufälle sich hineinziehe, können wir nicht beistimmen, um nicht den Dichter zum frostigen Allegoriker herabzuwürdigen. Dass der Dichter in der Geschichte des großen Stadtbrandes die Geschichte großer Welterschütterungen, in dem Verlöbniss der Eltern auf der rauchenden Brandstätte das Verlöbniss der Kinder auf den Trümmern der Welt, in dem sich plötzlich aus der Abhängigkeit erhebenden Hermann den sich gegen das Joch der Fremdherrschaft siegreich erhebenden deutschen Mann, in dem Apotheker aber einen Repräsentanten des Philisterthums u. s. w. symbolisirt — diese Ansichten erscheinen durchaus nicht unberechtigt.

Viele Ausleger aber treibt die Sucht, außer dem allgemeinen Verständniss noch etwas Neues zu sagen,

zu allerlei befremdlichen Behauptungen, ohne sich dabei selbst klar zu sein, ob solche kleinliche Untersuchungen etwa tiefer in den Geist des Gedichtes einführen. So z. B. findet Timm in den Worten: „Diesmal fuhr er allein“ (Gesang I, 20) eine symbolische Andeutung, dass der Vater die Heirath des Sohnes wünscht und für die nächste Ausfahrt die Partie schon fertig hat, während wir das Wort „allein“ nur auf die Abwesenheit des Kutschers, nicht aber auf die noch fehlende Schwiegertochter oder Braut beziehen u. dgl.

Doch — mögen auch manche Erklärer des Gedichtes zu weit gehen, so dass jenes Wort unseres Dichters in den zahmen Xenien ganz auf sie passt:

„Im Auslegen seid frisch und munter;
Legt Ihr's nicht aus — so legt doch was unter!“

wenn wir auch nicht immer mit ihnen übereinstimmen, so ehren wir doch die Ansichten Anderer, wenn wir ihnen Liebe und Interesse für das Kunstwerk nicht absprechen können.

Einen unangenehmen Contrast aber zu all' den wohlgemeinten Erläuterungen bildet das absurde Geschreibsel über unsern Gegenstand in Nr. 78, Jahrg. XXIV. des pietistischen „Volks-

blattes für Stadt und Land," welches im Selbstverlage des Herrn Ph. v. Nathusius in Reinstedt bei Quedlinburg erscheint.

Das Gute schelten? — Magst's probiren!
Es geht, wenn du dich frech erkühnst;
Doch treten, wenn's die Menschen spüren,
Sie dich in Quark, wie du's verdienst!

(Goethe, Zahme Xenien V.)

„Man merkt die Absicht und man wird verstimmt!" Der genannte Schreiber geht nur darauf los, Gedicht und Dichter abzufertigen, anstatt den Sinn des deutschen Volkes für Literatur und Kunst anzuregen und das Streben nach Bildung zu fördern. Wäre sein Tadel begründet, so müsste die Wirkung, welche der Dichter auf die Nation ausübt, auf einem allgemein verderbten Kunstgeschmack beruhen und wir müssten eine elende Nation sein.

Der geistreiche Kritiker entblödet sich nicht, zu sagen, dass er, „Hermann und Dorothea" am wenigsten mit Vilmar eines der bedeutendsten Produkte von Goethe's mächtiger dichterischer Schöpferkraft nennen könne; es scheine ihm in mehr als einer Beziehung sogar ein verfehltes Stück....
„Es ist gewissermaßen eine kleine Probe dessen, was

er mit mehr sittlicher Zusammennahme vielfach hätte leisten können, was aber freilich denn auch auf einer andern Entwickelung des ganzen Mannes ruhen musste, um nicht als ihm Fremdes und Gemachtes zu erscheinen.... Verhältnissmäßig zu seinen anderen besseren Sachen ist und bleibt „Hermann und Dorothea“ kalt.... Für dies nicht aus dem Herzen Geflossensein spricht auch, dass er, der seinen Werther, irre ich nicht, in vierzehn Tagen hinwarf, an diesem kleinen Stücke ziemlich rund ein Jahr, mit immer erneuten Stockungen und gewaltsamer Zusammennahme, um es doch fertig zu machen, zugebracht hat.“

Man kann wirklich von den Dichtern sagen, was Solon von den Politikern sagt, dass diejenigen die schlechtesten sind, die es Jedem recht machen. Goethe's Dichtergenius hatte seine Stärke in innigem Empfinden und in der liebevollen Hingabe an die gegenständliche Welt; es ist bei ihm nichts mit gewaltsamer Zusammennahme Gemachtes; „sein Produciren hielt — wie er selbst sagt mit seinem Lebensgange immer gleichen Schritt,“ und auch unser Gedicht ist dem Dichter unmittelbar aus

der Tiefe seines Herzens gequollen; es ist eine Poesie, die dem Dichter „aus der Seele dringt und mit urkräftigem Behagen die Herzen aller Hörer zwingt." Jedes unverdorbene Gemüth wird davon tief ergriffen und mächtig angezogen. Nur solchen Lesern, denen die Poesie nichts weiter ist als eine Mosaik von kostbaren Phrasen, erscheint dies Kunstwerk schmucklos und prosaisch. Für alle Zeiten wird dies Gedicht eine der vollendetsten poetischen Schöpfungen bleiben. Wenn es den bejammernswerthen Scribenten kalt lässt, so ist nur er, nicht der Dichter schuld daran. Der Blinde sieht weder Sonne, noch Farbenpracht.

„Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nie erblicken."

Das wahre Schöne will nicht mit Flachheit, sondern mit tiefer Stille betrachtet sein. Was Goethe in Bezug auf die kalte Aufnahme der „Horen" sagte, passt ganz auch auf unsern Kritiker: „Ueberall spukt doch dieser Geist anmaßlicher Halbheit!" — Unser Gedicht ist aber dem Dichter wirklich ganz aus dem Herzen geflossen. Das Ungeheure der französischen Revolution drohte einen völligen Umsturz aller bestehenden Verhältnisse her-

beizuführen; man hörte überall von Flüchtlingen, die, in ihrer Heimath bedroht, sich ein anderes Asyl suchten. Dies beängstigte unsern Dichter so sehr, dass er sogar seinen Freunden räthselhaft, ja fast wahnsinnig erschien. Goethe schreibt hierüber u. a. in den „Annalen“: Die Verdüsterung des politischen und militairischen Himmels und die Nähe so vieler unaussprechlich Unglücklichen verscheuchte jedes Behagen.“ Und gegen Luden äußerte er später: „Ein Vergleich des deutschen Volkes mit andern Völkern erregt peinliche Gefühle, über die ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche; und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinweg zu heben vermag; aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewusstsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch uns der Glaube an Deutschlands Zukunft“.

Die Schöpfung seiner Werke, wie auch unser Gedicht hier insonderheit, war ihm dichterisches Bedürfniss, um sein Gemüth von heftigen Inclinationen

zu befreien und ihm die verlorne poetische Freiheit wieder zu geben. In Allem, was er Ergreifendes geschrieben, ist nach seinem Selbstbekenntniss sowohl, wie auch nach der zustimmenden Ansicht aller Literarhistoriker ein Stück seines eigenen reichen Dichterlebens: „Ich sah mich genöthigt — sagt Goethe — Alles in mir selbst zu suchen, und von dieser Richtung kann ich das ganze Leben nicht abweichen, was mich erfreut oder quält oder sonst beschäftigt, in ein Bild, ein Gedicht, zu verwandeln, um sowohl meine Begriffe von den äußern Dingen zu berichtigen, als mich im Innern zu beruhigen.“ — Die Ausführung unseres Gedichts war ihm also keine Last, weil sie — erinnern wir uns auch der oben angeführten Worte — gewisse Begriffe der Zeit auszusprechen ihm Gelegenheit gab; „die großen Bewegungen werden aus einem kleinen Spiegel zurückgeworfen“. Das glückliche Familienleben gegenüber der Alles zu zerstören drohenden französischen Staatsumwälzung wird uns in unserm Gedicht auf das Ergreifendste dargestellt. Dass der Dichter das Gedicht „mit gewaltsamer Zusammennahme, um es doch fertig zu machen“, gedichtet, ist demnach unwahr; er hat aber bei aller Theilnahme

die große Selbstbeherrschung, dem eig'nen Gefühl keinen persönlichen Einfluss auf die Darstellung zuzugestehen; der Leser soll mit der Sache, nicht mit dem Dichter sympathisiren; „der Dichter gleicht" — wie Jean Paul sagt — „der Saite, er macht sich unsichtbar, wenn er sich schwingt und Wohllaut giebt." Den mäkelnden Stimmen aber, welche den Kaltsinn des Dichters anklagen, vergessend, dass es ihm unmöglich gewesen, auch auf ihre absonderlichen Bedürfnisse und Gelüste sich einzulassen, entgegnen wir mit Jung Stilling: „Goethe's Herz, das nur Wenige recht kennen, ist so groß, wie sein Verstand, den Alle kennen!"

Welch unbeschränktes Vertrauen der Dichter aber genoss, geht so recht aus jener Aeußerung Müllers hervor: „Wie hätte Goethe, ohne sich selbst zu vernichten, all' den unsäglichen, nicht selten unsinnigen Zumuthungen genügen können, die, gleich einem Wogenschwall, auf ihn eindrangen? Dass fast jeder deutsche Jüngling, der einige glückliche Verse oder vollends ein Trauerspiel geschaffen zu haben vermeinte, Rath oder Urtheil von ihm begehrte, möchte noch für ganz natürlich gelten; dass aber auch

seinen geistigen Contact wildfremde Personen oft in den wunderlichsten Fällen, z. B. um eine Heirath, die Wahl eines Lebensberufes, eine Collecte, einen Hausbau zu Stande zu bringen, zuversichtlich suchten, könnte in der That höchst komisch erscheinen, wenn es nicht zugleich bewiese, welch unbeschränktes Vertrauen man weit umher ihm zollte, ja für einen Universalhelfer in geistigen und leiblichen Nöthen ihn zu halten geneigt war."

Was die Zeitlänge der Entstehung des Gedichtes anbetrifft, so bemerkt Schiller in einem Briefe an Heinrich Meyer: „Ich habe das Gedicht entstehen sehen und bin eben so sehr über die Schnelligkeit wie über das Werk verwundert. Während wir Andern mühsam sammeln und prüfen müssen, um nur etwas Leidliches hervorzubringen, darf er nur leise an dem Baum schütteln, um sich die schönsten Früchte, reif und schwer, zufallen zu lassen." — Das Gedicht war eigentlich die Arbeit nur eines Monates. Im September 1796 wurde es zu Jena angefangen und zwei Drittel davon schnell vollendet. Nach einer Mittheilung Schillers schrieb Goethe 150 Hexameter täglich in je neun Tagen hinter einander (also über zwei

Drittel des Werks, das ganze Gedicht besteht aus 2000 Hexametern). „Die Ausführung ward während des Septembers begonnen und vollbracht, so dass sie Freunden schon producirt werden konnte." Das Nachbessern erstreckte sich jedoch bis in den April des Jahres 1797. „Es ist merkwürdig" — schreibt Schiller am 18. April 1797 an Goethe — „wie rasch die Natur dieses Werk geboren und wie sorgfältig und bedächtig die Kunst es ausgebildet hat." Abgesehen von der also ganz unrichtigen Behauptung, dass der Dichter „an dem kleinen Stücke ziemlich rund ein Jahr zugebracht habe", bemerken wir, dass wir ein Kunstwerk nicht nach der Zeitdauer seiner Entstehung, sondern nach seinem Werthe schätzen. Uebrigens wurde der Dichter von verschiedenartigen Nebenbeschäftigungen und namentlich auch durch physische Leiden in der Arbeit unterbrochen. Er schreibt hierüber: „Die Musen verschmähen den asthenischen Zustand nicht, in den ich mich durch das Uebel (einen hartnäckigen Katarrh) versetzt fühle; vielleicht ist es gar ihren Einflüssen günstig."

Das „Volksblatt" sagt ferner: „Ganz insbe-

sondere ist das Stück hervorgegangen, wie das ja allgemein anerkannt ist, aus der Rivalität mit Vossens eben erschienener und vom Publikum mit so großem Beifall aufgenommener „Luise“, und diese Entstehung ist sicher keine vortheilhafte. Dass Goethe am Ende Voss auszustechen vermochte, versteht sich von selbst; aber das ist wahrlich nicht viel.“

Wenn „Hermann und Dorothea“ aus Rivalität mit Vossens „Luise“ hervorgegangen, so ist das unserer Meinung nach durchaus nicht tadelnswerth. Warum soll man Etwas nicht besser machen, als Andere, wenn man es kann? Wie weit wären wir in unsern Culturbestrebungen zurück, wenn wir nicht immer nach Besserem trachteten? Nur ein äußerst beschränkter Kopf und ein Feind alles gesunden Fortschrittes kann einen solchen Tadel aussprechen, wie es hier geschehen. Goethe hat seinen Vorgänger Voss nicht aus niederer Neiderei überstrahlen wollen; für eine etwaige Nichtbeachtung der „Luise“ finden wir keinen Anhaltspunkt; im Gegentheil, Goethe hatte an der „Luise“ großes Wohlgefallen und las sie gerne vor. In dem gleichzeitigen Proömium zu Hermann und Dorothea

— dies elegische Vorwort fehlt in den meisten neuern Ausgaben — sagt er:

Uns begleite des Dichters Geist, der seine Luise
Rasch dem würdigen Freund, uns zu entzücken, verband.

Die Voss'sche Dichtung ist ein Gemälde des behaglichen häuslichen Familien- und zwar eine treffliche Schilderung des deutschen Landpfarrerlebens, aber mit starken sentimentalen Farben; eine Darstellung des Ruhenden; Hermann und Dorothea dagegen ist eine ruhige Darstellung des Fortschreitenden. „Luise" würde durch Verwicklungen, wie sie in unserm Gedicht so schön motivirt sind, ungemein viel gewonnen haben. Das Verdienst eines Voss wollen wir keineswegs verkennen, wir geben auch zu, dass er im Hexameter viel gewandter als Goethe und dass es unbestritten sein Verdienst bleibt, „dass uns in dem Idyll nicht mehr bloße Personificationen des phantastischen Idealismus begegnen, sondern wirkliche Menschen, Individuen mit bestimmten Eigenschaften." Goethe aber erhebt uns in unserm Gedicht über das eig'ne gebund'ne und beschränkte Geschick und lässt uns in der Familie die Menschheit schauen. Seine Dichtung hat dazu eine welthistorische Be-

gebenheit zum Hintergrunde. Die Tendenz sowohl wie die Composition in „Hermann und Dorothea" spricht uns unvergleichlich mehr an als in „Luise". A. W. Schlegel sagt in seiner die homerische Seite unseres Gedichts betrachtenden Erläuterung in Bezug auf „Luise": „Familienfeste, wie ein Spaziergang, ein Besuch nach einiger Trennung, selbst eine auf überraschende Art früher gefeierte Hochzeit zweier Liebenden, deren Verbindung schon vor dem Anfange des Gedichts ausgemacht war und deren Gefühle durch das Ganze hin dieselben gegen einander bleiben, sind etwas nur physisch, in der Zeit, nicht ethisch, d. h. im Gemüth und in den innern Verhältnissen der Handelnden Fortschreitendes."

Was das angebliche „Ausstechen" anbetrifft, so berufen wir uns noch gegen diese missliebige Aeußerung auf einen Brief Schillers an Körner vom 28. Okt. 1796, worin es heißt, „dass Goethe die Idee zu „Hermann und Dorothea" schon mehrere Jahre mit sich herumgetragen habe, und dass das Gedicht nicht durch Vossens „Luise"

veranlasst, sondern dass Goethe nur neuerdings dadurch geweckt worden sei."

Nachahmer oder Dieb nennt Dich der stumpfe Hohn,
Und was Du sagen magst, es bleibt dabei!
Reminiscenzenriecherei
Ist flacher Köpfe Losungswort;
Weil ihnen selbst niemals Gedanken kommen,
So fragen sie natürlich immerfort:
Wo hat sie Der und Jener hergenommen?

(O. Banck.)

Hören wir weiter! „Dass Goethe sich, in so weit er es gethan, an diese (es ist von der Nachahmung der Antike die Rede!) verlieren konnte, beweist, wie weit selbst große und geschmackvolle Geister Zeitrichtungen unterliegen können. Goethe war seiner ganzen Anlage nach recht eigentlich berufen, deutsche Art und Kunst wieder lebendig zu machen; davon geben alle seine Jugendarbeiten bis „Faust" ein immer bleibendes Zeugniss. Er verlor sich von diesem seinem Berufe (mit dem Abfall zum Heidenthum) in eine falsche Richtung, als er die Nachahmung des klassischen Alterthums auf den Stuhl erhob, und „Hermann und Dorothea" ist eines der Exempel davon ..... Wir sind jetzt nur noch zu befangen in der von Goethe und seinen Mit-

klassikern uns eingeflößten Verehrung und in dem verderbten Geschmack, den ihr Talent sanctionirt hat, um den kolossalen Zopf recht zu sehen. Einem Zeitalter, das einen unbefangenen Geschmack erst ganz wiedergewonnen hat, wird ein Stoff wie „Hermann und Dorothea“ in dieser Form gerade ebenso erscheinen, wie uns bereits Racine's antike Heldinnen im Reifrock und wie der große Kurfürst auf der Berliner Brücke in der römischen Tunica und mit der Allonge-Perücke. — Es ließe sich dies in's Einzelne verfolgen. Nachahmung hat immer schon darum etwas Verkehrtes und Komisches, dass sie immer die Dinge unter ganz andern Umständen wiederholt. Jene bekannten Homer'schen Eingangsverse jeder Rede z. B., oder sonst gewisse stehende Zeilen, sind dort sehr natürlich. Sie sind gleichsam der Ruhepunkt, den der improvisirende Rhapsode bei einem Abschnitte macht. Er lässt den Mund allein in ein für allemal fertigen Ausdrücken weiter fließen, um sich einen Augenblick auf das, was man für das lauschende Volk kommen sah, zu besinnen. Für einen schreibenden Dichter haben sie gar keinen Sinn, sind sie eine leere Form. Die ebenfalls den

Homeriden lediglich äußerlich nachgeahmte Form, die Personen, die eben den Mund aufthun wollen, von Seiten des Dichters anzureden, wie z. B. hier beim Besitzer der Engel-Apotheke:

Aber du zauderst noch, vorsichtiger Nachbar —

findet in der Lebhaftigkeit südlicher Völker und in dem Pathos ihrer Epopöe ihre Erklärung. In den deutschen Erzählerton und in die Idylle passt sie ganz und gar nicht, und Goethe würde schwerlich darauf gekommen sein, wenn ihm nicht Voss das ermunternde Beispiel gegeben hätte, wie denn überhaupt nicht blos von Nachahmung Homer's, sondern auch geradezu von Nachahmung Vossens sich Spuren finden, z. B. in dem pedantischen „Traun!" zu Anfange einer Rede. Und welcher ehrliche Deutsche versteht den Ausdruck: „voll Sachen keines Gebrauches. — . . . .

Aber was soll man dazu sagen, wenn sich Goethe am Anfange des letzten Gesanges wirklich zu einer Anrufung an die Musen herbeilässt! Für Jemand, der ernstlich an Musen glaubt, ist das ganz in der Ordnung, ebenso wie es für einen gläubigen christlichen Schriftsteller natürlich ist, wenn er den heiligen Geist an-

ruft. Aber ein *Gebet* (das und nichts Anderes war es den alten Sängern und ihren Zuhörern) mit ernsthafter Miene mitten aus dem Erzählen an Wesen zu richten, an die weder der Schriftsteller noch irgend Jemand seiner Leser glaubt, *macht auf jeden Menschen von einigermaßen gesundem Sinn* (!) *unfehlbar einen so krass-komischen Effect,* dass ein Dichter, der diesen beabsichtigt, z. B. Wieland in seinen satyrischen Epopöen ihn mit vollkommenem Recht anwendet. Aber dergleichen in einem ernsthaften Werke Goethe's zu finden, ist ein wahrlich riesengroßes Zeichen der *Verlassenheit von jedem Geschmack, wozu ein eigensinniges sich Hineinreiten in Unwahrheiten bringen kann.*"

O solche erbärmliche Frömmelei, diese Verlassenheit von jedem Geschmack! Den Pietisten ist die ganze Richtung Goethe's in Leben und Poesie als „*heidnisch-classisch*" zuwider. Goethe sagt in dem poetischen Vorwort zu „Hermann und Dorothea" :

Also das wäre Verbrechen, dass einst Properz mich begeistert,
Dass Martial sich zu mir auch, der verwegene, gesellt?

Dass ich die Alten nicht hinter mir ließ, die Schule zu hüten,
Dass sie nach Latium gern mir in das Leben gefolgt?
Dass ich Natur und Kunst zu schau'n mich treulich be-
strebte,
Dass kein Name mich täuscht, dass mich kein
Dogma beschränkt?
Dass nicht des Lebens bedingender Drang mich, den Menschen,
verändert,
Dass ich der Heuchelei dürftige Maske ver-
schmäht?
Solcher Fehler, die du, o Muse, so emsig gepfleget,
Zeihet der Pöbel mich, Pöbel nur sieht er in mir.

Das Gedicht ist keineswegs eine kleinliche Nachahmung des Homer; der Dichter will uns nicht im Zeitalter der erleuchteten Vernunft etwa zu der ganzen Homer'schen Denkweise zurückführen; er entlehnt auch den Stoff hier nicht aus dem klassischen Alterthum und zeichnet seine Helden doch anders als Homer, indem er sie nicht als willenlose Werkzeuge den Göttern unterordnet, sondern sie zum Selbstbewusstsein vollständiger Selbstbestimmung erhebt und uns in eine weitere und großartigere Weltschau versetzt, als die Odyssee oder die Iliade. Dadurch eben erscheint uns Goethe so groß, dass der Geist des klassischen Alterthums und die Seele moderner Weltanschauung sich zu schönster Harmonie in ihm vereinigen. Er ist kein pedantischer Nach-

dichter der Griechen, sondern er weiß die hellenische Cultur mit der germanischen Innigkeit unvergleichlich schön zu vermählen, und darin liegt eben der gewaltige Zauber, mit dem er uns ganz zu beherrschen versteht. „Goethes Baum“ — sagt Jean Paul — „treibt die Wurzeln in Deutschland und senkt den Blüthenüberhang hinüber in's griechische Klima.“ In Bezug auf die Auffassung unseres Gedichts schreibt Goethe an Schiller (5. April 1797): „Die höchste Instanz, vor der das Gedicht gerichtet werden kann, ist die, vor welche der Menschenmaler seine Compositionen bringt, und es wird die Frage sein, ob man unter dem modernen Costüm meines Gedichtes die wahren echten Menschenproportionen anerkennen werde.“

In scheinbarer Kunstlosigkeit enthält das Gedicht eine echte Kunsttiefe. Die Anklänge an die Zeit patriarchalischer Einfalt und Größe in der Bibel, die ersten Kulturzustände der Menschen im Homer, die so natürlich und doch so kunstreich in unser Gedicht hineingewebt sind, ergreifen jedes unverdorbene Gemüth mit wunderbarer Rührung, indem sie aus dem Kampfe und der Verworrenheit der Gegenwart uns auf das Ursprüngliche der

reinen Menschennatur zurückführen und uns zu der Ueberzeugung erheben, dass das Wahre und Ewige im Menschen zwar getrübt und entstellt werden kann, aber zu allen Zeiten im Grunde doch Eins und dasselbe ist.

Schau ich der Zeiten Ringen an:
Es wechseln Völker und Geschicke,
Die Menschheit geht die gleiche Bahn.
(Kinkel.)

Auch die Anrufung der Musen tadeln wir durchaus nicht. Kein vernünftiger Mensch wird die Anrufung derselben als ein wirkliches Gebet betrachten. Schön spricht Wilhelm v. Humboldt sich hierüber in der Erläuterung aus: „Selbst die Vorstellung der Muse, wenn wir uns auch unter diesem Namen nicht mehr jene ehrwürdige Gottheit des Alterthums denken, wenn wir es auch klar empfinden, dass sich der Dichter blos an seine eigene Begeisterung wendet und dieser nur jene sinnliche Einkleidung leiht, trägt dennoch dazu bei, den dichterischen Schwung unserer Stimmung zu erhöhen; denn erkennen wir gleich nicht mehr die Ehrfurcht erweckende Größe einer Bewohnerin des Olymps in ihr, so bleibt sie uns doch immer die

holde und liebliche Tochter der Phantasie!"

Der Volksblattschreiber sagt ferner: „Wie ganz anders würde der Stoff aus Goethe's Hand selbst als Novelle wirken. .... Für jeden Kenner brauche ich nicht zu sagen, dass Goethe's Hexameter zum großen Theil als solche wirklich schlecht sind."

Wer leichte Unterhaltung liebt und der Novelle nachjagt, der greife doch nach Novellen, woran es uns durchaus nicht mangelt. Viel lieber aber als in Prosa sehen wir das Werk in seiner jetzigen Gestalt, „getragen von der Welle des Rhythmus", mögen die Hexameter auch an manchen Unvollkommenheiten leiden, was freilich nicht ganz gleichgiltig ist „Das ehrsame Publikum" — schreibt Goethe in einem Briefe an Merk — „kennt alles Außerordentliche einmal nicht anders, als durch den Roman." Und Schiller schreibt im 377. Briefe an Goethe: „Der Rhythmus bildet die Atmosphäre für die poetische Schöpfung; das Gröbere bleibt zurück, nur das Geistige kann von diesem dünnen Elemente getragen werden."

Ein auf unsern Kritikaster passendes Epigramm von Stollberg möge hier noch citirt werden:

Ein Dichter, den im kühnen Flug
Der Pegasus zum Himmel trug,
Erhub sich mit des Adlers Eile.
Da schrie mit ungestümem Ruf,
In seiner Rechten eine Feile,
Ein Kritikaster: „Weile, weile,
Dass ich am linken Hinterhuf
Dir noch den letzten Nagel feile!"

Der Dichter wird ferner getadelt, dass er den der Salzburger-Emigranten-Geschichte entlehnten Stoff in die Zeit der französischen Revolution verlegt: „Für einen Dichter, der sie zu fassen gewusst hätte, würde jene Geschichte das tiefste poetische Moment gegeben haben, nämlich, dass es ein Mädchen war, die um des Glaubens willen Alles — selbst die römisch-katholisch gebliebenen Eltern — verlassen hatte. — Man kann von Goethe, wie er nun einmal geworden war, nicht verlangen, dass er dies hoch poetische Moment hätte erfassen sollen, ja man kann sich Glück wünschen, dass er es nicht versucht hat. Aber es ist unverkennbar, wie viel die Geschichte dadurch verliert. Selbst menschlich verständig und psychologisch angesehen: eine wie ganz andere Basis hätte das augen-

blickliche Sehen und Lieben, das an sich so wunderbar richtig ist, durch den gemeinsamen Glaubensgrund gewonnen, während ohne dem ein nüchterner Menschenkenner das augenblicklich auch Heirathen trotz aller beiderseitigen Tugenden kein ganz unriskantes Ding nennen muß. — Statt des hohen und tiefen Hintergrundes, den die Idylle in der Wirklichkeit hat, hat Goethe um eines großen Hintergrundes überhaupt, von dem sie sich abhebt, nicht verlustig zu gehen, den politischen substituirt. Er hat darin, dass er einen solchen überhaupt nicht entbehren wollte, als ein kundiger Dichter gehandelt; er hat auch darin so gehandelt, dass er etwas, was seine Zeit unmittelbar bewegte, und was doch auch Bedeutung für immer behält, dazu erwählte. Aber gegen die Art dieser Uebertragung ließe sich, wenn man Kritik anzuwenden sich entschließt, wohl Manches sagen. Für Glaubens-Dissidenten, die in jeder Weise, mit Gefängnißstrafen, mit militairischer Execution, bedrängt wurden, denen endlich nur die Wahl zwischen Uebertritt oder Verlassen der Heimat gestellt war, ist eine solche Auswanderung etwas Natürliches, selbst wenn ihnen nicht neue Sitze bereits angeboten wären. Aber wie kommt eine ganze Bauer-

schaft dazu, blos des Krieges wegen mit Sack und Pack abzuziehen und, ihre Grundstücke verlassend, in die Friedensländer immer weiter hineinzuziehen? Die äußere Situation ist von jenen Glaubens-Dissidenten beibehalten, aber mit großer Unwahrscheinlichkeit auf andere Verhältnisse übertragen ... Und wie kommt der Bräutigam eines deutschen Bauermädchens dazu, für Freiheit und Gleichheit nach Paris zu gehen und sich guillotiniren zu lassen? — Summa: Der historische Hintergrund ist da, aber er ist vom Dichter in ziemlicher Unklarheit angewendet .... Das Gedicht ist aber noch das einzige Goethe'sche Produkt — das einzige unter den spätern wenigstens — worin ein gewisser deutscher Biedersinn herrscht, ja das sogar Anklänge von Patriotismus aus jener Zeit des tiefsten Verfalls darbietet, so dass es auch mit seinem Erscheinen nach so manchen Frivolitäten das lesende Publikum theilweise mit Goethe aussöhnte .... Den besagten Patriotismus aber betreffend, muss ich doch bemerken, dass Goethe das Einzige, was faktisch damals von wirklich patriotischer Regung vorgekommen, die Bauernaufstände gegen die räuberischen

nichtswürdigen Franzosen gelegentlich in dem Stücke brandmarkt." —

Wo mag doch dieser Mann all' seine Gelehrsamkeit und den erstaunlichen Scharfsinn nur hergenommen haben? — Was die Quelle des Gedichts zunächst anbetrifft, so bemerken wir, dass Goethe uns nicht mitgetheilt, woher er den Stoff genommen. Zuerst wurde im „Morgenblatt" 1809 darauf hingewiesen, daß die Quelle, aus welcher der Dichter geschöpft, in der Geschichte der Salzburgischen Emigranten zu suchen sei. Neuen Anstoß zur Forschung gab Pansen's „Geschichte der Auswanderung der evangelischen Salzburger im Jahre 1732. Leipzig, 1827." Die Geschichte von dem Salzburgischen Mädchen wird hier, jedoch ohne Hinweisung auf die in unserm Gedicht auffallende Aehnlichkeit, nur einfach mitgetheilt; man erkannte aber nun bald, dass man hier Goethe's Dorothea habe, und man entdeckte bei Nachforschungen noch andere Schriften desselben Inhalts als die Quelle unseres Gedichts, welcher Behauptung auch nicht widersprochen werden kann.

Die älteste dieser Erzählungen erschien in der Schrift: „Das liebethätige Gera gegen die Saltz-

burgischen Emigranten, d. i. kurze und wahrhaftige Erzählung, wie dieselben in der gräflich Reuß-Plauischen Residenzstadt Gera angekommen, 1732." Die Begebenheit wird darin folgendermaßen erzählt:

„In Altmühl, einer Stadt im Oettingischen gelegen, hatte ein gar feiner und vermögender Bürger einen Sohn, welchen er oft zum Heyrathen angemahnet, ihn aber dazu nicht bewegen können. Als nun die Saltzburger auch durch dieses Städtgen passiren, findet sich unter ihnen eine Person, welche diesem Menschen gefällt, dabey er in seinem Herzen den Schluss fasset, wenn es angehen wolle, dieselbe zu heyrathen; erkundigt sich dahero bey denen andern Saltzburgern nach dieses Mädgens Aufführung und Familie, und erhält zur Antwort, sie wäre von guten, redlichen Leuten, und hätte sich jederzeit wohl verhalten, wäre aber von ihren Eltern um der Religion willen geschieden und hätte solche zurücke gelassen. Hierauf gehet dieser Mensch zu seinem Vater und vermeldet ihm, weil er ihn so oft sich zu verehelichen ermahnet, so hätte er sich nunmehro eine Person ausgelesen, wenn ihm nur solche der Vater zu nehmen erlauben wolle. Als nun der Vater gern wissen will, wer sie sey, sagt er ihm, es wäre eine

Saltzburgerin, die gefalle ihm, und wo er ihm diese nicht lassen wolte, würde er niemalen heyrathen. Der Vater erschrickt hierüber, und will es ihm ausreden, er lässt auch einige seiner Freunde und einen Prediger ruffen, um etwa den Sohn durch ihre Vermittelung auf andere Gedanken zu bringen; allein alles vergebens. Daher der Prediger endlich gemeinet, es könne Gott seine sonderbare Schickung darunter haben, dass es sowol dem Sohne, als auch der Emigrantin zum besten gereichen könne, worauf sie endlich ihre Einwilligung geben, und es dem Sohn in seinen Gefallen stellen. Dieser gehet sofort zu seiner Saltzburgerin und fragt sie, wie es ihr hier im Lande gefalle? sie antwortet: Herr, gantz wohl. Er versetzet weiter: Ob sie wol seinem Vater dienen wolte? Sie sagt: gar gerne; wenn er sie annehmen wolle, gedenke sie ihm treu und fleißig zu dienen, und erzehlet ihm darauf alle ihre Künste, wie sie das Vieh füttern, die Küh melcken, das Feld bestellen, Heu machen und dergleichen mehr verrichten könne. Worauf sie der Sohn mit sich nimmt, und sie seinem Vater präsentirt. Dieser fragte das Mädgen, ob ihr denn sein Sohn gefalle, und sie ihn heyrathen wolle? Sie aber, nichts von

dieser Sache wissend, meinet, man wolle sie vexiren, und antwortet: Ey, man wolle sie nur foppen, sein Sohn hätte vor seinen Vater eine Magd verlangt, und wenn er sie haben wolle, gedächte sie ihm treu zu dienen und ihr Brod wohl zu erwerben. Da aber der Vater darauf beharret, und der Sohn auch sein ernstliches Verlangen nach ihr bezeiget, erkläret sie sich: Wenn es denn Ernst seyn solte, so wäre sie es gar wohl zufrieden und sie wolte ihn halten, wie ihr Aug im Kopf. Da nun hierauf der Sohn ihr ein Ehe-Pfand reichet, greiffet sie in den Busen und sagt: Sie müsse ihm doch auch einen Mahl-Schatz geben; wormit sie ihm ein Beutelgen überreichet, in welchem sich 200 Stück Ducaten befunden."

Diese Erzählung also, aus welcher Goethe geschöpft haben soll, ist nur ein todter und unbedeutender Stoff, welchem der Dichter erst Seele und Leben eingehaucht. Unser Kritikasterlein tadelt den Poeten, dass er den Stoff in die französische Revolutionszeit verlegt hat, während in jener Geschichte, in welcher ein Mädchen um des Glaubens willen Alles verlässt, „das tiefste poetische Moment gegeben." Darauf entgegnen wir: Das Andenken an das Schicksal der Salzburger Ausgewanderten war zur

Zeit der die ganze Menschheit bewegenden französischen Revolution bei den Zeitgenossen fast verschwunden; daher verlegt Goethe diese Begebenheit in die Gegenwart. Die Revolution hatte er bereits in den dramatischen Arbeiten „Der Bürgergeneral“, „Die Aufgeregten“, „Der Großkophta“ und in den „Unterhaltungen der Ausgewanderten“ verarbeitet. Es sind zum Theil des Dichters eigene Wahrnehmungen und Erlebnisse. Der Dichter legt theilnehmend den Finger in die Wundenmaale der Zeit; er steht auf der Höhe seiner Zeit, und in unvergänglichen Gestalten finden wir ihren ganzen Gedankeninhalt in ihm ausgeprägt und sehen den großen Dichter selbst die geistige Führung für die nachfolgenden Generationen übernehmen. Er versteht es „der Natur den Spiegel vorzuhalten, der Tugend ihre einzelnen Züge, der Schmach ihr eigenes Bild und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt“ zu zeigen.

Nach seiner eigenen Mittheilung in den „Tag- und Jahresheften von 1794 ist er „persönlicher Zeuge höchst bedeutender und die Welt bedrohender Umwandlungen gewesen; das größte Unglück, was Bürgern, Bauern und Soldaten

begegnen kann, mit Augen gesehen, ja solche Zustände getheilt zu haben, gab die traurigste Stimmung". — Auch bei der Belagerung von Mainz 1793 ist der Dichter zugegen gewesen; er sagt hierüber: „Einigermaßen erholte sich (in Mainz) unser Geist von alle dem Trübsal und Jammer bei Erzählung mancher heroischen That der tüchtigen Stadtbürger". — Einst war Goethe auch in einem Bauernhause in Sybry einquartirt. Da brachte eine deutsche Marketenderin ein Weib zu ihm herein und bat um Speise für eine verlassene Mutter und um Leinen für das nackte auf der Flucht geborne Kind. — In den schon erwähnten Tag- und Jahresheften sagt Goethe: „Wie düster in der letzten und schwärzesten aller Nächte meine Gedanken mochten gewesen sein, so wurden sie auf einmal wieder aufgehellt, als ich in das mit hundert und aber hundert Lampen erleuchtete Kassel hineinfuhr. Bei diesem Anblick entwickelten sich vor meiner Seele alle Vortheile eines bürgerlich städtischen Zusammenseins, die Wohlhäbigkeit eines jeden einzelnen in seiner von innen erleuchteten Wohnung u. s. w." — Und so könnten wir noch mehr Beläge dafür geben, dass dem Dichter das Gedicht wirklich aus der innersten Tiefe seiner

Natur gequollen. So z. B. schreibt er am 13. Januar 1793: „Wer die Franzosen in der Nähe sieht, muss einen wahren Ekel vor ihnen fassen; sie sind alle unterrichtet; aber jede Spur eines moralischen Gefühls ist bei ihnen erloschen.... Ich hoffe, dass die jetzigen Zeiten einen solchen Ekel vor dem Geiste derselben hinterlassen sollen, dass ein Jeder sich bestreben werde, seinen Nachkommen die größte Einfachheit einzuflößen, die allein glücklich macht. Was hilft der so hoch belobte Atticismus der Franzosen, dieser Nation, bei der sonst alles Honnette, dauernde Erhaltung und würdige Fortpflanzung Sichernde erloschen ist? Wenn der Mensch diese Kultur erhält, so geht er zu Grunde."

Im Jahre 1813 sagte Goethe zu dem Geschichtsforscher Luden: „Euch tröstet der Glaube an Deutschlands Zukunft; auch ich halte an diesem Glauben fest, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft und hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist (mit Napoleon zu reden) noch nicht erfüllt. Hätten sie keine andere Aufgabe zu erfüllen gehabt, als das römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, sie würden längst zu

Grunde gegangen sein. Da sie aber fortbestanden sind, und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie nach meinem Glauben noch eine große Bestimmung haben .... Uns Einzelnen bleibt daher übrig, einem Jeden nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung, die Bildung des Volkes zu mehren und zu stärken .... damit es fähig bleibe zu jeglicher großen That, wenn der Tag des Ruhmes anbricht ..."

Die Literatur ist ein weitreichendes Beförderungsmittel auch der socialen und politischen Interessen der Nation. Kein wirklich gemüthvolles und deutsches Herz kann für ein so echt vaterländisches Lebensbild wie H. und D. unempfänglich sein. Gegenüber der Auflösung aller Bande der Zucht und der Ordnung erscheinen die Güter des Friedens und des häuslichen Glückes in einem helleren Lichte. Nur ein beschränkter Verstand kann es wagen, den Dichter zu tadeln, dass die französische Revolution den Hintergrund des Gemäldes bildet. Ebensogut könnte derselbe Mann die neuere Kriegs-Literatur tadeln und von den Autoren derselben ebenfalls verlangen, statt derselben lieber Erbauungs- und Unterhaltungsbücher christlichen Inhaltes zu produ-

ciren. Hat doch auch vor längerer Zeit ein Frömmler über Freiligrath gesagt, daß er statt seiner „Wüsten-Poesien" lieber christliche Glaubenslieder hätte dichten sollen! — Dass wir jenem der Salzburger-Emigranten-Geschichte entlehnten Stoff nicht eine allzugroße Bedeutung beizulegen haben, ist bereits nachgewiesen. Des Dichters äußere und innere Erlebnisse sind die zweite und höhere Quelle des Gedichts. Den Poeten bindet übrigens keine Zeit; er darf überall zugreifen, wo er Material zu seinen Werken findet. Der Dichter gleicht aber darin dem lieben Gott — sagt Heine, wenn ich nicht irre — daß er die Menschen nach seinem eigenen Bilde schafft. Die Pietisten machen unsern großen Klassikern den Vorwurf, dass sie nicht auf dem positiven Standpunkte des christlichen Glaubens stehen; Goethe wird von ihnen sogar ein „Heide" genannt. Es ist freilich nicht zu leugnen, dass er dem positiven Christenthum fern stand; aber es ist wohl zu merken, dass dieser Fehler auch auf die Schuldliste seiner Zeit zu setzen ist. Jene Starrheit des Dogmatismus stieß ihn ab. Gegen den Unglauben hat er jedoch wenigstens insofern gekämpft, daß er der Unwahrheit und Verschrobenheit, die sich vor seinen Augen im Leben

breit machte, den Spiegel ihrer eignen Thorheit vorhielt und sie zu bekämpfen suchte. Die orthodoxe und starre Theologie kettet, anstatt sich zur freien wissenschaftlichen Forschung zu erheben, den Geist an die Satzungen des todten Buchstabens und greift aus principieller Opposition Alles an, was unsere größten Denker und Dichter geschrieben und setzt namentlich Lessing's, Schiller's und Goethe's Werke auf das Register der „verbotenen Bücher".

Wir halten die großen Denker und Dichter trotz aller Verehrung, die wir ihnen zollen, keineswegs für unfehlbar; wir wollen durchaus nicht immer auf des Meisters Worte schwören, aber das thut ihren großen Verdiensten keinen Abbruch. Wir sind weit entfernt von der Intoleranz, Andersdenkende zu verdächtigen und zu verketzern. Den Gegnern unserer großen Dichter gereicht es zum Aergerniss, dass diese es sich eben zur Aufgabe gemacht, dahin mitzuwirken, dass die verknöcherte Theologie aus den Fesseln eines geistlosen Buchstabengezänkes befreit werde. Die Religion soll uns nicht dem Leben, der Kunst und Wissenschaft entfremden, sondern vielmehr uns dazu anregen, im Leben das Höhere, Göttliche zu suchen (wie der Prediger in unserm

Gedicht) und dem Leben Weihe und Verklärung dadurch zu geben. Das wahre Christenthum will uns nicht alle Heiterkeit des Natur- und Kunstgenusses verkümmern. Die theologischen Ultras erblicken in Goethe einen gemeinschädlichen Vertreter des Heidenthums. Alle Autonomie des Geistes und Willens ist — wie Rosenkranz sagt — dem Pietismus zuwider, ein Verbrechen gegen die Demuth. In Goethe und Schiller namentlich erblicken die Pietisten — und zwar mit Recht! — die Hauptträger unserer jetzigen ästhetischen Cultur und sie werden als Feinde der Bildung und Aufklärung in ihrer Polemik gegen die Dichter nicht müde. Sie gestehen den großen Männern zwar Genialität zu, jedoch nur, um ihnen ihre Manifestationen als ein diabolisches Attentat gegen den offiziellen Kirchenhimmel und noch mehr gegen die patentirte Kirchenhölle vorzuhalten! Wir behaupten, dass Goethe doch sehr religiös sein konnte, obgleich er im Sinne der Buchstaben-Orthodoxie in der That unkirchlich war. — Von einem Werk aber, welches, wie „Hermann und Dorothea“ Gemeingut der ganzen deutschen Nation ist, kann ein unbefangener Denker gar nicht verlangen, dass es einen bestimmt ausgeprägten con-

fessionellen Charakter habe. Jenes Wort des Dichters in dem Proömium zu unserm Gedicht (welches sich dort zwar nicht auf kirchliche Meinungsverschiedenheiten, sondern auf philosophische Wissensgebiete bezieht) sagt den Lesern:

„Daß kein Name mich täuscht, daß mich kein Dogma beschränkt!"

Das vor wenigen Jahren eingetretene und von allen Freunden eines gesunden Fortschrittes mit allgemeiner Freude begrüßte Erlöschen der Privilegien und die dadurch veranlassten billigen Volksausgaben der Klassiker ist den in ihrer überschwenglichen Mystik und starrsinnigen Abgeschlossenheit gegen allen Fortschritt der Zeit beharrenden „Frommen" ein Dorn im Auge; sie wollen Nichts davon wissen, dass die schaffende Kunst auch ohne Glaubensdogmen einen großen Einfluss auf Bildung des Geistes und Veredlung des Herzens ausübt.

Männer dieses „Gelichters", wie unsern erbärmlichen Kritiker, welche gegen die Klassiker in's Feld ziehen, giebt es noch mehrere. Unlängst kam mir zufällig eine kleine Brochüre des Jesuitenpaters Kleutgen zu Gesichte, in welcher derselbe den Klassikern (namentlich Schiller) den Vorwurf macht,

„dass sie an die Stelle desjenigen Ideals, zu welchem Gott emporruft, Idole setzen, wodurch der Vater der Lüge die Geister bethört und die Herzen täuscht.... Die Klassiker wollen uns lehren, nicht von dem Erlöser, den uns Gott gegeben, sondern von menschlicher Kunst und Wissenschaft unser Heil und Leben zu erwarten; als Vorbereitung und Weg zu ihm preist man statt der christlichen Demuth und Entsagung den Prunk des menschlichen Wissens und die zugleich sinnlichen und geistigen Genüsse.... Die Täuschungen, in welchen man beim Streben nach solchen Idealen befangen ist, scheinen daraus zu entspringen, dass man die Menschheit in einen Zustand versetzen will, der ihr nicht bestimmt ist. Das aber ist ein tantalisches Ringen wider die unbeugsamen Beschlüsse der göttlichen Macht und zugleich ein Ankämpfen wider die Natur des Menschen in ihrer gegenwärtigen Beschaffenheit u. s. w."

Nicht der Dichter, sondern dies Kastengelichter sucht unter dem Schein christlicher Frömmigkeit die Herzen zu täuschen und das Volk in der Bildung zu hindern, um

dasselbe als eine gedankenlose Masse ganz nach seinen Gelüsten beherrschen zu können. Diese Leute verketzern die Dichter und legen ihren Geistesprodukten verwerfliche Motive zu Grunde. Die Dichter predigen uns wohl, trotz ihres unkirchlichen Glaubens, Demuth und Entsagung. Denken wir an Dorothea! Doch —

Wenn du nicht blos als süßer Träumer singst,
Und auch Gedankenkraft zu Markte bringst,
So sind die prosadürrsten Richter
Gleich mit dem Urtheil zur Hand:
„Du bist ein Denker, kein Dichter;"
Denn für dies Kastengelichter
Ist Poesie nur schöner Unverstand.

(Otto Banck.)

Dem Treiben solcher Dunkelmänner, welche den Geist an die Satzungen des todten Buchstabens ketten, mit fanatischer Unduldsamkeit den Samen des Glaubenszwistes ausstreuen, anstatt Frieden zu stiften, und alle Schriften, welche nicht einen bestimmt confessionellen Charakter haben und welche nicht den Zorn Gottes, Tod und Verdammniss predigen — diesem unheilvollen Treiben wird noch zu wenig entgegengearbeitet. Consequenz und Beharrlichkeit und eine große Rührigkeit kann man diesen principiellen Gegnern der Volks-

bildung nicht absprechen. Die für geistig beschränkte Personen so gefährliche Tractätchen-Literatur, worin oft der krasseste Unsinn, ist nach ihrem Sinn die beste Lectüre. Was die traurigen Folgen derselben betrifft, so wollen wir unter vielen andern Beispielen den geneigten Leser hier nur an eine unlängst in Zeitschriften gemachte Mittheilung aus dem Rheinlande erinnern, nach welcher eine sogenannte „streng-gläubige" Mutter auch ihrem erst achtjährigen Söhnchen Tractätchen häufig zu lesen gab und das arme Kind bis zum religiösen Wahnsinn trieb. Solchem entsetzlichen Treiben gegenüber fällt uns der schöne Ausspruch Herder's ein:

Hell nur dienet man Gott. Der höchste Gott, der ein Licht ist,
Liebet hellen Verstand, liebt ein verständiges Herz.

Den oben ausgesprochenen Tadel, daß „Hermann und Dorothea" dadurch viel verliert, daß hier nicht wie in jener Geschichte von der Salzburgerin derselbe Grund der Auswanderung, nämlich Bedrängung des Glaubens, vorhanden, kann der Schreiber des Volksblattes nicht begründen. Er sagt: Eine wie ganz andere Basis hätte das augenblickliche Sehen

und Lieben durch den gemeinsamen Glaubensgrund gewonnen, während ohne dem das augenblicklich auch Heirathen ein riskantes Ding ist."

Giebt es nicht trotz des „gemeinsamen Glaubensgrundes" der ehelich Verbundenen viele unglückliche Ehen? Und ist das nicht ein schöner und das Leben wirklich verklärender Moment, wenn Herzen sich finden in der Ausübung der erbarmenden Liebe? Hermann und Dorothea, beide nahmen sich der Verlassenen und Bedrängten an. „Daran wird Jedermann erkennen, daß ihre meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habt," spricht der Herr. Und jenem Schriftgelehrten, dem er das herrliche Gleichniss vom barmherzigen Samariter vorhält, sagt er: „So gehe hin und thue desgleichen!" So mancher Frömmler, der nur mit seinem äußern Glaubensbekenntniss prahlt und Gottes Wort oft mehr auf den Lippen als im Herzen hat, verschließt Ohr und Herz und Hand dem Dürftigen. Unser Hermann, dem eine höhere Fügung das Weib zuführt, fühlt sich zu einer ihm verwandten Natur sofort hingezogen:

> Fremd war sie ihm und innig doch verwandt,
> Und klar auf einmal fühlt er's werden:
> Die ist es oder Keine sonst auf Erden!
>
> („Romeo und Julie.")

Wenn wahlverwandte Wesen sich gefunden, so bricht die Liebe, die Herzen ohne Widerstand einnehmend, urplötzlich als eine unerklärliche Macht herein. Plato sagt in seinem lieblichen Ideenmärchen: „es seien die ursprünglich in der Einheit gewesenen Seelen getrennt in das Männliche und Weibliche auf Erden gekommen, so dass die Hälften, wenn sie sich wiederfinden, in dunkler Erinnerung ihrer Einheit sogleich liebend zusammenstreben.“ Dass das schnelle Heirathen weniger riskant, wenn Dorothea jene wegen der Religion ausgewanderte Salzburgerin gewesen, ist sehr zweifelhaft. Die Liebe des Paares ist keine phantastische, romanhafte Leidenschaft, sondern herzliche, auf Vertrauen und Achtung gegründete Zuneigung. Die Mutter sagt zu Hermann im vierten Gesange:

Wenn die Stunde nicht kommt, die rechte, wenn nicht das rechte
Mädchen zur Stunde sich zeigt, so bleibt das Wählen im Weiten.

Der würdige Geistliche (im fünften Gesange)

Nahm das Wort und sprach: Der Augenblick nur entscheidet
Ueber das Leben des Menschen und über sein ganzes Geschicke;
Denn nach langer Berathung ist doch ein jeder Entschluß nur
Werk des Moments, es ergreift doch nur der Verständ'ge das Rechte!

Hermann durfte übrigens nicht allein nach dem freundlichen Eindruck, den Dorotheen's Erscheinung auf ihn gemacht, wählen; erst nachdem die Freunde des Vaters, der Prediger und der „vorsichtige" Apotheker, nach den Mittheilungen des Richters der Gemeinde die beste Bürgschaft für den tüchtigen Charakter des Mädchens hatten, willigt der Vater in die gewünschte Heirath des Sohnes. Die Heirath war also trotz der Schnelligkeit nicht unbesonnen. Wollen wir also den Dichter deshalb tadeln?

Auch gegen die Art der Uebertragung der Geschichte in die Zeit der französischen Revolution lässt sich nicht das Mindeste einwenden. Die Orthodoxen, welche den Dichter wegen seiner von den ihrigen abweichenden religiösen Ansichten hassen, machen ihm auch den Vorwurf, dass er es einzig darum nicht vermochte, die Bewegung der Nationen, das große Volksleben dichterisch zu gestalten und sich mit der französischen Revolution aus einander zu setzen, weil er — die welthistorische Bedeutung des Christenthums nicht mit persönlichem Glauben fassen konnte. Es ist beklagenswerth, daß selbst ein sonst tüchtiger Literar-Historiker, Vilmar, dieser Ansicht sich anschließt.

Timm dagegen sagt in seiner Erläuterung: „Der Dichter steht da als ein gottgeweihter Sprecher seines Volkes in der Verantwortung vor den großen sittlichen Aufgaben seines Jahrhunderts und aller Zeiten, und mit dem ernsten Gefühle und dem Verständniss seiner erhabenen Verantwortlichkeit wächst er an Wort und dauernder Kraft. In diesem Gedicht weht, das ist selten auch von gläubigen Leuten geleugnet, ein lebendiger, christlich religiöser und sittlicher Hauch. Es wird in demselben keine Frage der christlichen Religion verhandelt, wie das in der Geschichte der Salzburger Vertriebenen so leicht möglich gewesen wäre; es wird auch kein dogmatisches Glaubensbekenntniss abgelegt; das Christenthum ist in unserem Gedicht mehr unsichtbar und doch fühlbar vorhanden .... Das in dem Gedichte uns vorgeführte Familienleben ist ein christliches, und der Dichter hat uns auch keinen Zweifel übrig gelassen, dass er es als solches betrachtet wissen will, indem er dieses Haus sich nach alter Väterweise an die Kirche als an die Stätte der gemeinsamen Erbauung und an den Prediger als an den geistlichen Rath halten lässt.... Die Mutter aber ist das friedliche Mondes-

licht in diesem Hause! Kaum findet sich irgendwo in der Dichtung in so einfacher Form alles Das zu einem ahnungsreichen Gesammtbilde vereinigt, was als Ausfluss des Christenthums in die Seele einer Mutter verlegt werden kann. Vor Allem übt sie das Amt der Versöhnung mit Klugheit und stiller Geduld. — Von dem Prediger heißt es:

Dieser war vom Worte der heiligen Schriften durchdrungen,
Die uns der Menschen Geschick und ihre Bestimmung enthüllen.

Wie das Urtheil auch ausfallen möge, diese jedenfalls von aller Polemik freie, edle und würdige Erscheinung der christlichen Religion durch einen der größten Dichter war eine bedeutende geistige That für eine Zeit, welche vor zwei Jahren die Abschaffung der christlichen Religion in Frankreich erlebt hatte. Wo aber die Bibel als heilige Schrift, als Offenbarung des Geschickes der Menschen und ihrer Bestimmung erkannt ist, dort ist auch Christus der Anfang, das Mittel und Ziel in der Offenbarung erkannt ...."

So weist Timm den „Streng-Gläubigen," die nur Schriften christlicher Tendenz für erlaubte Lectüre halten, auch den christlich religiösen Geist des

Gedichtes nach. Demnach hat der Dichter also auch in dieser Hinsicht „für die Frommen“ seine Aufgabe zu lösen verstanden.

Auch die äußere Situation, die Auswanderung, ist von jenen Glaubens-Dissidenten keineswegs „mit Unwahrscheinlichkeit auf andere Verhältnisse übertragen.“ Es ist schon bemerkt worden, dass man zu jener Zeit überall von Bewohnern jenseits des Rheines hörte, die, in ihrer Heimat bedroht, sich ein anderes Asyl suchten. Wir wissen aus der Geschichte, dass Custine im Jahre 1792 Speyer, Landau, Worms und auch Mainz einnahm. Das eroberte Gebiet wurde von den Franzosen besetzt und die Bewohner mit schweren Erpressungen heimgesucht; die Deutschen aber wurden über den Rhein zurückgedrängt; die Franzosen wütheten entsetzlich in den Rheingegenden und prahlten, sie hätten den Bewohnern der Pfalz nur die Augen übrig gelassen, um ihr Elend zu beweinen. Wenn nun viele Familien über den Rhein wanderten, da dürfen wir wohl nicht noch zweifelnd fragen: „Wie kommt eine ganze Bauerschaft dazu, blos des Krieges wegen mit Sack und Pack abzuziehen?“

„Aber wie kommt der Bräutigam eines deutschen Bauermädchens dazu, für Freiheit und Gleichheit nach Paris zu gehen und sich guillotiniren zu lassen?“

Antwort: Zu der Zeit, als die Franzosen Mainz in Besitz nahmen, sollte das Volk nach Bekanntmachung der Gesetz gebenden Versammlung nicht mehr dem Könige, sondern nur der Freiheit und Gleichheit huldigen. Der Richter sagt im sechsten Gesange:

Waren nicht jener Männer, der ersten Verkünder der Botschaft,
Namen den höchsten gleich, die unter die Sterne gesetzt sind?
Wuchs nicht jeglichem Menschen der Muth und der Geist und die Sprache?
Und wir waren zuerst als Nachbarn, lebhaft entzündet,
Drauf begann der Krieg, und die Züge bewaffneter Franken
Rückten näher; allein sie schienen nur Freundschaft zu bringen,
Und die brachten sie auch: denn ihnen erhöht war die Seele
Allen; sie pflanzten mit Lust die heitern Bäume der Freiheit,
Jedem das Seine versprechend, und Jedem die eig'ne Regierung....
So gewannen sie bald, die überwiegenden Franken,
Erst der Männer Geist mit feurigem, munterm Beginnen,
Dann die Herzen der Weiber mit unwiderstehlicher Anmuth,
Leicht selbst schien uns der Druck des vielbedürfenden Krieges,
Denn die Hoffnung umschwebte vor unsern Augen die Ferne,
Lockte die Blicke hinaus in neu eröffnete Bahnen.—

Goethe sagt in einem Bericht aus Pempelfort: „Lafayette's und Mirabeau's Büste sah ich hier göttlich verehrt; jenen wegen seiner ritterlichen und bürgerlichen Tugenden, diesen wegen Geisteskraft und Rednergewalt. Seltsam schwankte die Gesinnung der Deutschen; einige waren selbst in Paris gewesen, hatten die bedeutenden Männer reden hören, handeln sehen und waren, leider! nach deutscher Art und Weise, zur Nachahmung aufgeregt worden, und das gerade zu einer Zeit, wo die Sorge für das linke Rheinufer sich in Furcht verwandelte." An Vorbildern zu einem Jüngling, wie Dorotheen's erster Verlobter, fehlt es also nicht. Cholevius sagt in seiner Erläuterung des Gedichts: „Möglicherweise hatte dem Dichter eine „herzergreifende Familienscene zu Estain" einen schönen jungen Mann unvergesslich gemacht, der, von den allgemeinen Gesinnungen hingerissen, nach Paris geeilt war und sich dort unter den National-Truppen hervorgethan, um zuletzt, unter seltsamen Umständen, dennoch in das Todesregister eingeschrieben zu werden."

In jenem Tadel, „dass der Dichter die Bauernaufstände gegen die räuberischen Franzosen brand-

markt,“ liegt eine Hindeutung auf die unserm Dichter oft, aber ganz unbegründet gemachten Vorwürfe seiner Unpolitik. Hat Goethe etwa jemals sein Volk verleugnet, oder sich irgend einer Handlung des Verrathes seiner Nation schuldig gemacht? In Bezug auf unser Gedicht verweisen wir für unsere Gegenbehauptung namentlich auf den Schluss. Das betrogene Volk übte Rache an den Franzosen, das war ja auch natürlich, aber es war nicht minder grausam, als diese, weshalb der Dichter sie mit Recht tadelt:

Grimmig erhob sich in unsern Männern die Wuth nun;
Möcht' ich den Menschen doch nie in dieser schnöden Verwirrung
Wiedersehen! Das wüthende Thier ist ein bess'rer Anblick! . . .
Ueberall ras'te die Wuth und die feige tückische Schwäche u. s. w.

Bei dem Mangel alles poetischen Verständnisses fährt unser bejammernswerthes Kritikasterlein fort und sagt ferner: „Eines aber ist verzeichnet — und zwar leider! eine Hauptfigur . . . . Nur der Respect vor dem unnahbaren Meister kann einen Leser von richtigem Gefühl verhindern, das zu empfinden und anzuerkennen: wahre Jungfräulichkeit vermochte Goethe in der Epoche, worin er dies schrieb,

nicht zu zeichnen, trotz Allem, was sich Liebliches und Hohes auch an seiner Dorothea findet. Schon ihre wortreiche Art gegen den sich ihr nähernden Jüngling ist, man sage, was man will, nicht die Weise eines richtigen deutschen Mädchens. Und nun gar diesem Jüngling, den sie verborgen liebt, von den Schwächen und Schmerzen der ihr künftig bevorstehenden Wochenbetten und ihren künftigen Säuglingen zu erzählen — Excellenz Goethe, der vielgewandte Naturforscher und Kunstkenner mag so reden, aber eine Dorothea? — nimmermehr! Es würde dazu ein Gefühlsmangel gehören, den selbst in der gemeinsten Prosa der Wirklichkeit ein einigermaßen unverdorbenes Bauermädchen nicht besitzt. — Und dem ähnlich ist auch der rührende Schluss. Dass auch sie ihrerseits den jungen Mann heimlich liebt, ist ja sehr wahr und schön und natürlich, und dass sie es ihm, sobald sie die Seine geworden, sagt, wird beiden eine süße Freude sein. Auch wenn sie es in der Situation, worin der Dichter sie gebracht hat, unter vier Augen — entweder der Mutter, wenn sie zu der gleich ein so großes Vertrauen gefasst, oder dem Pfarrer — gestände, möchte hingehen .... Aber vor einer

ganzen Gesellschaft und in der Gegenwart des still Geliebten selbst, von dem sie noch durchaus nicht weiß und glaubt, daß er sie haben will, es ausführlich zu erzählen, das ist trotz des erregten Moments eine Unmöglichkeit — das bringt kein richtiges Mädchen zu Stande."

Otto Banck, der geistreiche Kritiker, sagt in einem Epigramm über solche klägliche Schreiber:

Viel Schreiber und viel Schreiberei —
Das sind die schlimmsten Plagen.
Das Loosungswort heißt frech und frei:
„Nichts sagen im Vielsagen!"
So'n literarischer Hans Dunst
Gebärdet sich zu allen Stunden,
Als hätt' er gestern die Buchdruckerkunst
Und heute das Pulver erfunden!

Wahre Jungfräulichkeit vermochte Goethe also nicht zu zeichnen? Sein Ideal war gerade das weibliche Wesen, und man hat ihm sogar den Vorwurf gemacht, dass auch die männlichen Helden in seinen Dramen im Grunde meist weibliche Charaktere seien, mit allzu zarter allseitiger Empfänglichkeit des Sinnes nach innerer Harmonie strebend. Wer des Dichters Leben und Wirken aber wirklich kennt, kann nicht

in Abrede stellen, dass weibliche Theilnahme ihm höchstes Bedürfniss war und dass er wahre Weiblichkeit, und auch „in der Epoche, in welcher er dies schrieb“, wahre Jungfräulichkeit wohl zu zeichnen versteht. Der eigentlich unternehmende und willensstarke Charakter in unserm Gedicht, Dorothea, ist durchweg echt weiblich und meisterhaft dargestellt. Ihre Unschuld ist so rein, ihr ganzer Charakter und ihr ganzes Wesen so unantastbar, sie steht erhaben über aller Verdächtigung; sie, „die ohne Hilfe noch hilfreich ist“, die einen Verwandten so liebevoll bis zum Tode gepflegt, sich der armen verlassenen jungen Mutter und ihres Säuglings annimmt, die selbst auf die Gefahr des Todes hin ihre Unschuld zn bewahren weiß (sie entriss dem einen Soldaten den Säbel, hieb ihn nieder und verschloss und bewachte das einsame Gehöft), die auch mit stillem Gemüth den Gram über den Tod des Bräutigams getragen — Dorothea, die eben so streng als zart, ist ein Muster wahrer Weiblichkeit. „Diese Perle, die die Welle der Revolution an das ruhige Ufer geworfen“, geht siegreich aus aller Gefahr hervor, sie weiß die edle Weiblichkeit auch im Sturme der Zeiten zu bewahren und jede Stellung

durch hingebende Treue zu adeln. Die Bestimmung des Weibes spricht sie so schön mit den Worten aus:

Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer Bestimmung;
Denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen,
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gehöret . .
Wohl ihr, wenn sie daran sich gewöhnt, dass kein Weg ihr zu sauer
Wird, und die Stunden der Nacht ihr sind wie die Stunden des Tages,
Dass ihr niemals die Arbeit zu klein und die Nadel zu fein dünkt,
Dass sie sich ganz vergisst und leben mag nur in Andern!
Denn als Mutter, fürwahr, bedarf sie der Tugenden alle,
Wenn der Säugling die Krankende weckt und Nahrung begehret
Von der Schwachen, und so zu Schmerzen Sorgen sich häufen."

In diesen Worten finden wir nichts Anstößiges (und nur diese können mit jenem Tadel gemeint sein!). Die Worte des Dichters klingen aber auch ganz anders, als der Kritiker sie ihm auslegt; er versteht den Dichter entweder nicht, oder er will ihn nicht verstehen. Dorothea ist aber auch keine Staatsdame, kein vornehmes Fräulein und ganz richtig nach dem Leben gezeichnet. Hermann hatte sie als Magd für die Eltern gedungen; sie nimmt diesen Antrag an (verlässt aber nicht etwa

lieblos ihre Pfleglinge, sie hat sie zu den Ihrigen gebracht, sie freuen sich der Rettung). Als Hermann ihr einen Wasserkrug abnehmen und denselben tragen will, spricht Dorothea die eben angeführten Worte. Sie deutet ihm damit an, dass sie zur Arbeit wohl geschickt, dass ihr Schicksal nicht bedenklich, und dass das Leben eines Weibes immer ein ewiges Gehen und Kommen, ein Bereiten und Schaffen für Andere sei; am schwersten habe es aber die Mutter, wie sie so eben an der Verlassenen auf's Neue sich eingeprägt; die Mutter bedürfe der Tugenden alle, wenn der Säugling die Kranke weckt und Nahrung von ihr begehrt und so zu Schmerzen Sorgen sich häufen.

Was den schlichten Ausdruck der Dichtung überhaupt betrifft, so bemerkt Schiller, dass „eine magere Darstellung und eine bis zum Gemeinen gehende Einfalt einem bedeutenden Inhalt wohl ansteht, während oft im Gegentheil ein gemeiner Inhalt, wie er in einem größeren Ganzen oft nöthig wird, durch einen belebten und reichen Ausdruck poetische Dignität erhält."

Von der getadelten wortreichen Art Dorothea's gegen den sich ihr nähernden Jüngling finden wir

keine Spur. Dorothea ist durchweg ganz natürlich und wahr gezeichnet, nirgend „verzeichnet.“ Bei der Begegnung mit dem Jüngling am Brunnen, als dieser sie fragt, warum sie allein dahin komme, während die Andern sich mit dem Wasser des Dorfes begnügen,

Freundlich begrüßte sogleich das gute Mädchen den Jüngling,
Sprach: So ist schon hier der Weg mir zum Brunnen belohnet,
Da ich finde den Guten, der uns so Vieles gebracht hat;
Denn der Anblick des Gebers ist wie die Gaben erfreulich.
Kommt und sehet doch selber, wer eure Milde genossen
Und empfanget den ruhigen Dank von allen Erquickten.

Die Worte: „der Anblick des Gebers“ beziehen sich auch auf die Empfänger der Gaben; diese würden sich freuen, den edlen Geber selbst zu sehen, u. s. w.

Was aber lässt sich gegen den Vorwurf einwenden, „dass Dorothea ihre stille Neigung gegen den Jüngling in dessen Gegenwart und vor der ganzen Gesellschaft verrathen?“

Das Mädchen, welches gar keine Ahnung davon hatte, dass sie zu der Braut des Sohnes auserkoren (sie hoffte ihn sich — wie Jakob die Rahel — durch Treue im Dienst zu erwerben), wendet sich,

durch den Scherz des Vaters, der sie als Braut anredet, ihrer Fassung beraubt, gegen den vermeintlichen Spott. Dadurch aber, dass der Geistliche ihren gereizten Ton dem Hochmuthe zuschrieb, fühlte sie sich noch mehr verletzt. „Viele würden" — sagt hierüber Cholevius — „selbst wenn sie das ungastliche Haus sofort verlassen, sich gescheut haben, solch ein Geheimniss zu verrathen. Ehe ein solches Wort über ihre Lippen käme, hätten sie zu dem Uebrigen, was ihnen das Schicksal auferlegt, in stillem Leidenstrotze auch den Vorwurf des Hochmuthes schweigend hingenommen. Dorothea entscheidet sich für das Schwerere, weil es das Edlere ist. Sie mag lieber einer Unklugheit schuldig erscheinen, die nur ihr eigner Schade ist, als ihre Gesinnung tadeln lassen. Fleckenlos muss ihr Ruf sein, wie ihr Herz, und ehe sie sich der Gefahr aussetzt, dass man gering von ihr denkt, enthüllt sie die Wahrheit, so viel Opfer das auch kostet."

Und den Uebrigen hatte der Pfarrer Alles erkläret . . .
Aber das Mädchen kam, vor dem Vater sich herzlich mit Anmuth
Neigend, und so ihm die Hand, die zurückgezogene, küssend,

Sprach: Ihr werdet gerecht der Ueberraschten verzeihen,
Erst die Thränen des Schmerzes und nun die Thränen der Freude!
O, vergebt mir jenes Gefühl! vergebt mir auch dieses,
Und lasst nur mich in's Glück, das neu mir gegönnte, mich finden;
Ja, der erste Verdruss, an dem die Verworrene schuld war,
Sei der letzte zugleich! Wozu die Magd sich verpflichtet,
Treu, zu liebendem Dienst, den soll die Tochter euch leisten.
Und der Vater umarmte sie gleich, die Thränen verbergend;
Traulich kam die Mutter herbei und küsste sie herzlich. —

Aber — Dorothea war ja nicht um des Glaubens willen ausgewandert, der Dichter ist kein wahrer Christ, und — das ganze herrliche Gedicht ist dem pietistischen Zeloten missliebig. Staat, Kirche, Schule, Familien- und Volksleben sollen ganz nach den Wünschen der pietistelnden Orthodoxie gemodelt und nur ihren Zwecken dienstbar werden.

Es ist für diesmal nicht meine Absicht, den hohen sittlichen und ästhetischen Werth dieser nationalen Idylle nach allen Seiten eingehend zu besprechen — was demnächst in gemeinfasslicher Darstellung in einer besondern Brochüre geschehen wird — wir wollen nur einen kritischen Aberwitz, der wie

ein Ketzerrichter sein Anathem auf den großen Dichter schleudert und dem Volk den Genuss an dem Kunstwerk verkümmern will, mit sittlicher Entrüstung und mit schlagenden Gründen abweisen. Auch streng gläubige, aber vorurtheilsfreie und denkende Confessionsgenossen werden die gehässigen, auf Idiosynkrasie beruhenden Angriffe gegen den Dichter missbilligen. Wer wollte Werke der Kunst und Wissenschaft schon deshalb (und ganz unmotivirt!) tadeln, weil sie keinen kirchlich-confessionellen Charakter haben?! Nach dem Standpunkte unsers armseligen Glaubenshelden müssten wir also z. B. die Naturwissenschaften, die Mathematik und überhaupt die meisten Erzeugnisse der Wissenschaft und der bildenden Künste, die Nichts mit der christlichen Dogmatik zu thun haben, für entbehrlich, ja für verwerflich halten. Die religiös-fanatische Unduldsamkeit aber hat schon Unheil genug angerichtet. Freuen wir uns, dass Religionskriege nicht mehr der Gegenwart angehören und dass Niemand mehr wegen des kirchlichen Glaubens auszuwandern gezwungen! — Die türkische Regierung hat laut Zeitungsnachrichten an den Urhebern der Juden-

hetzen in Smyrna in neuester Zeit das strengste Beispiel statuirt;' der Sultan hat ausdrücklich erklärt: „In meinem Reiche giebt es nicht mehr Christen, Mahomedaner und Juden mit verschiedenen Rechten, sondern Staatsbürger mit gleichen Rechten!"

Das ist jedenfalls humaner, als die confessionelle Intoleranz, welche Hass und Verfolgungssucht gegen Andersgläubige predigt. — Wir verlangen freie Religionsübung für alle Confessionen. Der in dem Vorstellungskreise der mittelalterlichen Scholastik festgebannten starren Orthodoxie verdankt die Menschheit Nichts von den Freiheiten, welche jetzt den Kern sittlicherer Zustände in Staaten und Völkern bilden. Wo aber Aufklärung und Geistesbildung in's Volk gedrungen, da hat die Pflanzstätte sittlicherer Zustände ihre Heimath. Die confessionelle Intoleranz „im Namen Gottes" (!) verwildert die Völker, und mit Entrüstung, ja mit Ingrimm wenden die Gebildeten von dem widerwärtigen Schauspiel der orthodoxen Reaction sich ab.

„Was aber edel und schön ist, bleibt edel und schön, ob es aus dem Herzen eines Christen oder eines Juden, oder von den Lippen eines Heiden

spricht. Wir sollten uns mit warmem Gemüth dulden als Glieder eines Stammes und Kinder eines Gottes; die Liebe sollte über Wüsten und Meere wehen in alle Länder, wo Menschenherzen klopfen, damit wir, wie im Hochgebirge, wo das Alpenhorn den durch Klüfte getrennten Hirten das Zeichen zur Andacht giebt, Alle zugleich niederfallen und anbeten können, wenn auch jeder einsam auf seinem Berge." *)

In Bezug auf all' diese gehässigen Angriffe gegen den Dichter fallen uns hier jene Worte Goethe's (in einem Briefe vom 24. Juli 1780) gegen die Mäkler über Wielands Oberon ein: „Wir sind oft gar zu freigebig mit allgemeinen Worten und schneiden, wenn wir ein Buch gelesen haben, das uns von Seite zu Seite Freude gemacht und aller Ehren werth vorgekommen ist, hernach mit der Scheere so gerade durch, wie durch einen weißen Bogen Papier. Wenn ich ein solches Werk auch blos als Schnitzbildchen ansehe, so wird es doch der feinsten Scheere unmöglich, alle kleinen Formzüge und Linien, worin der Werth liegt,

*) Aus „Cancan eines deutschen Edelmanns."

herauszusondern. Es ist nachher aber noch Eins, was man nicht so leicht an einem solchen Werke schätzt: dass nämlich der Autor Nichts hat machen wollen und gemacht hat, als was eben dasteht!“

Schiller erklärt „Hermann und Dorothea“ geradezu „für den Gipfel von Goethe's und unserer ganzen neuern Kunst.“ Unser Kritikasterlein aber wagt es, mit der ausdrücklichen Bemerkung: „man möge sagen, was man will“, das Gedicht als ein misslungenes und gemachtes zu bezeichnen! Dächte er doch lieber mit Heine bescheidener: „Ich habe jetzt“ — schreibt derselbe — „bis auf eine Kleinigkeit den ganzen Goethe gelesen; ich bin jetzt kein blinder Heide mehr, sondern ein sehender, Goethe gefällt mir sehr gut!“ — „Wo denken Sie hin“, schrieb Heine, als Goethe sich unvortheilhaft über ihn geäußert hatte, an Varnhagen: „Ich? ich — gegen Goethe schreiben?? Wenn die Sterne am Himmel mir feindlich werden, darf ich sie deshalb schon für bloße Irrlichter erklären? Ueberhaupt ist es Dummheit, gegen Männer zu sprechen, die wirklich groß sind, selbst wenn man

Wahres sagen könnte! ... Gehöre ich auch zu den Unzufriedenen, so werde ich doch nie zu den Rebellen gehören!"

Diese Denkungsart ist jedenfalls edler und empfehlenswerther, als jene im „Volksblatt". Goethe hat manchmal seinem verletzten Gefühle gegen urtheils-unfähige und böswillige Recensenten Luft gemacht; wir citiren hier eines dieser Gedichte:

Gedichte sind gemalte Fensterscheiben!
Sieht man vom Markt in die Kirche hinein,
Da ist Alles dunkel und düster,
Und so sieht's auch der Herr Philister:
Der mag dann wohl verdrießlich sein
Und lebenslang verdrießlich bleiben.

Kommt aber nur einmal herein!
Begrüßt die heilige Kapelle —
Da ist's auf einmal farbig helle,
Geschicht' und Zierrath glänzt in Schnelle,
Bedeutend wirkt ein edler Schein.
Dies wird euch, Kinder Gottes, taugen,
Ergötzt euch und erfreut die Augen!

Karl Rosenkranz, ein sehr gelehrter und feiner Kunstkenner (der, beiläufig gesagt, Universitäts-Professor und ein Doctor der Theologie und der Philosophie ist) sagt im Vorwort zu seinem Buch „Goethe und seine Werke", „dass man mit ihm

darüber unzufrieden, daſſ er ſich gegen Goethe vorzugsweiſe als Apologet (Vertheidiger) benommen habe: „Ich geſtehe es unverholen, es iſt meine Wonne, große Menſchen ſo recht innig zu lieben, ſo lange ſich mir gerechte Gründe darbieten, ſie zu vertheidigen, zu rechtfertigen. Wirklich große Menſchen ſind ſelbſt in ihren Schwächen und Verirrungen anders zu faſſen, als Menſchen, von denen eben Nichts zu ſagen iſt, als daſſ ſie ſchwach und irrend ſind.“

Unſerm tadelſüchtigen Schreiber aber halten wir das Epigramm von Caſtelli vor:

Alle Fehler und Gebrechen
Willſt du durch die Hechel zieh'n;
Sollt' es dir an Stoff gebrechen —
Stell dich vor den Spiegel hin! —

Noch ſchärfer ſagt Haug auf einen unzurechnungsfähigen Kritiker:

Wenn dieſe Schrift Bewund'rer fand,
Willſt du ſie freſſen, Tropf?
So friſſ! Dann haſt du mehr Verſtand
Im Magen als im Kopf!

Zum Schluſſ unſerer Abwehr der pietiſtiſchen Angriffe verweiſen wir noch auf einige Ausſprüche

wirklicher Kunstkenner in ihrem Urtheil über „Hermann und Dorothea."

Wieland bewundert den im specifischen Sinne plastischen Typus der Personen und sagt: „Bei dieser Lectüre habe ich mich aufs Neue überzeugt, Goethe sei eigentlich zum Künstler geboren. Die Figuren sind alle in großen Raphaelschen Umrissen herrlich gezeichnet; es sind Figuren in Marmor gehauen. An's Colorit muss man dabei nicht denken; auch das konnte Goethe geben, wenn er malen wollte. Aber auch hier ist er Bildhauer; Alles ist im großen Stil!"

Rosenkranz sagt u. a.: „Die Personen, welche die Träger der Handlung sind, haben sämmtlich Sinn für die höhere Auffassung des Lebens. Der Wirth, durch sein Geschäft auf den Verkehr mit Fremden angewiesen; der Apotheker, mit allen Klassen der Gesellschaft sich berührend, besonders auch durch einen wissenschaftlichen Anstrich höher gestellt; der Pfarrer, durch Bildung und Erfahrung zu einer reichen Anschauung und tiefen Würdigung des Lebens erhoben, ein schönes Ideal der treuen Wirksamkeit eines Gemeindehirten, die Mutter, in sorglicher Geschäftig-

keit, in stillbesonnener Häuslichkeit waltend; der Sohn gut geartet, des Vaters Vorwürfen, ja Mäkeleien auch widersprechend, doch immer mit Ehrerbietung sie vernehmend, gesetzt, gutmüthig, liebekräftig, das Edelste wollend; die Krone der Charaktere ist aber unstreitig Dorothea. Arm, auf der Wanderung einer unbestimmten Zukunft entgegengehend, erscheint sie überall in der freiesten Selbstständigkeit, ohne doch jemals die zarte Grenzlinie echter Weiblichkeit zu überschreiten. Dorothea weiß ihre Selbstständigkeit mit tiefstem Gefühl und voller Klarheit zu wahren. Als sie bei ihrem Eintritt in das Haus des Gastwirths sich durch den Heirathsantrag getäuscht, ja verhöhnt glaubt, ist sie sofort entschlossen, zu ihren armen Mitgenossen zurückzukehren. Sie will ihr Bündel nehmen und trotz des strömenden Regens und der dunkeln Nacht unbedenklich dem Mühsal der Wanderung wieder zueilen, statt ihr Ehrgefühl kränken zu lassen ..... Die Gemüthlichkeit in unserm Gedicht ist bezaubernd. Wir fühlen es diesen Menschen an, wie sehr es ihnen mit dem, was sie bewegt, Ernst ist, wie tief sie davon im Innersten durchdrungen sind .... Auch das

sonstige Nebenwerk versteht der Genius des Künstlers so in das Ganze einzuarbeiten, dass es von Innen her alles Uebrige mitträgt und hebt .... Das Gedicht wirkt gewaltig auf unsere Phantasie und auf unser Herz! Wir fühlen uns durch seinen Genuss zu allem Schönen und Guten aufgelegter; wir empfinden reiner für das Wohl unserer Mitmenschen; wir sind von heilsamer Rührung durchdrungen und zur freudigen Thathingebung an die ewige Wahrheit hinaufgestimmt. Woher kommt dies? Offenbar durch die Seele der Humanität, die ihren keuschen Athem in jedes Glied des Ganzen einhaucht."

Auch der Engländer Lewes äußert sich also: „Es ist ein Gedicht voll Leben, Charakter und Schönheit, einfach in seinem Stoff, erstaunlich einfach in der Behandlung. Die Charaktere sind wundervoll gezeichnet, mit wenigen sicheren und sanften Strichen. Selbst Shakespeare hat in seiner Charakterzeichnung nicht mehr dramatisches Leben!"

Durch dieses unsterbliche Dichterwerk wird der ästhetische und ethische Sinn, der poetische und der

nationale Geist unseres Volkes belebt, gestärkt und erhoben, und es wird bei der reiferen Jugend ein vorzügliches Bildungsmittel bleiben. Unser absonderlicher Kritiker sagt, „dass es, da es sich durch seine ausnahmsweise sittliche Reinheit empfiehlt, noch das einzige Goethe'sche Produkt (unter den spätern wenigstens) sei, das man ohne Anstoß selbst der heranwachsenden Jugend in die Hand geben könne."

Also auch trotz des von ihm an Dorothea getadelten Gefühlsmangels, und obgleich es überhaupt ein „verfehltes Stück" darf die Jugend das Gedicht lesen?! Der Mann schwatzt ohne Logik so „in's Blaue" hinein, und die Leser des „Volksblattes für Stadt und Land" müssen absonderliche Menschen sein, um an solcher Lectüre ein besonderes Wohlgefallen zu haben.

Worauf die unvergängliche Schönheit des Gedichts beruht, fasst Cholevius kurz und schön in die Worte zusammen: „Die Personen sind alle wie aus dem Leben gegriffen und nach dem Leben dargestellt. Zugleich aber hat jeder Charakter seine bestimmten Grundzüge, die im Verhältniss zu einander und zu den Umständen mit durchdachter

Consequenz entwickelt sind; in dieser Einheit, Vollständigkeit und Wahrheit liegt ihre ästhetische Idealität. Sie sind ferner nach ihrem Stande, ihren Sitten, ihren Lebensumständen naive Menschen, aber ihr Geistesleben ist bei aller Einfachheit von einem so verständigen Sinne, von einer so gemüthvollen Herzlichkeit erfüllt, dass wir mit ihnen in eine höhere sittliche Welt eintreten, und darin liegt ihre ethische Idealität. Dies ist die rechte Verschmelzung des Ideals und der Natur; auf ihr beruht die unvergängliche Schönheit des Gedichts."

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

)on

ea

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig